

Südafrika: Die Buren-Gesellschaft im Wandel

Ein Modell für den Schrottplatz

Im weißen Bürgertum wächst mehr und mehr die Einsicht, daß das System der Apartheid in seiner gegenwärtigen Form nicht überleben kann

Von unserem Redaktionsmitglied Josef Joffe

Pretoria, im Mai

Östlich von Pretoria beginnt das *Platteland*. Das *Platteland* ist ein Ort und ein Zustand. Es ist reiches, fruchtbares Farmland, schwerer, roter Boden, der hinter dem nächsten Knick verschwindet, wieder auftaucht und in Wellen hinter dem Horizont versinkt. Und es ist das Herzland des Afrikaanertums, das an Bilder vom amerikanischen Süden vor dem Bürgerkrieg erinnert – an Alabama etwa, wo die Erde so rot ist wie hier, wo einst nur Aussaat und Ernte den zeitlosen Lebensrhythmus bestimmten, wo das Nebeneinander der Rassen „harmonisch“ war, weil ein jeder seinen angestammten Platz in der feudalen Herrschaftsmechanik als gottgegebene Pflicht akzeptierte: Weiß oben, Schwarz unten.

„Die land is ons land“ – dies Land ist unser Land – verkündet ein Wahlplakat der ultrarechten Bauern- und Kleinbürgerpartei HNP vor dem Hintergrund einer lächelnden, blonden Familie. Damit es so bleibt, hat die Regierung in Pretoria die *Homelands* erfunden, einen Archipel von Reservaten, der sich wie ein Hufeisen entlang der Grenzen zu Botswana, Zimbabwe und Mocambique zum Indischen Ozean zieht und dann zurückkrümmt bis kurz vor Port Elizabeth an der Südspitze der Republik. Neun *Homelands* sollten ursprünglich ein Zauberkunststück vollbringen, das etwa der Trennung von Eiweiß und Dotter bei einem gutgeschlagenen Rührei entspräche: nämlich Schwarz und Weiß fein säuberlich zu separieren; dann haben sich die Bürokraten einen zehnten Flecken namens KwaNdebele ausgedacht.

Investitionen – in Rauch aufgelöst

KwaNdebele, das kleinste und jüngste der *Homelands*, beginnt etwa 100 Kilometer nordöstlich von Pretoria – jenseits des reichen Farmgürtels, das *ons land* geblieben ist. Zuerst dringt der Unterschied nicht ins Bewußtsein. Da sind die gleichen grünen Wellentäler mit ihren Busch- und Bauminseln, die vergessen machen, daß wir in Afrika sind. Das Auge schweift von dem Lineal der Schnellstraße ab und bleibt plötzlich an der Dunstglocke haften, die über dem scheinbar jungfräulichen Land hängt. Sie verdichtet sich zu Rauch, der von den Kochstellen menschlicher Siedlungen zeugt. Die Straße ist zum Damm geworden, inmitten eines Stroms von Nissenhütten und Lehmhäuschen zur Linken und zur Rechten, deren Dächer von Gesteinsbrocken festgehalten werden – zur Sicherung gegen die mörderischen Hagelstürme des Transvaal.

Der Strom der Shantytowns will nicht abreißen

– er begleitet die Straße über Dutzende von Kilometern hinweg, mit Orten wie *Frisgewaagd* (Frischgewagt), die an die heroische Historie der *Vortrekker* erinnern sollen, jener Träger des Nationalmythos, die in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts lieber in die Wildnis des Transvaals zogen als weiter die britische Oberherrschaft am Kap zu ertragen. Die Farmen der alten „Vorauszieher“ wurden vom Staat aufgekauft und an das Homeland übereignet. Doch siedeln die Leute von KwaNdebele nicht auf den 730 Quadratkilometern, um Hirse oder Mais anzubauen. Die 250 000 (oder sind es 400 000? niemand weiß es) gehören zur industriellen Reservearmee der Wachstumsregion Pretoria-Johannesburg. Sie arbeiten dort und leben hier, im roten Staub- und Wellblechland von KwaNdebele, damit die Fiktion nicht zusammenbricht, die besagt, daß in Südafrika eine jede Rasse und Farbe nach ihrer Fassung – und vor allem auf ihrem Stammesboden – selig werde.

Zum Beispiel in Kwaggafontein, das von weitem wie ein riesiger Schrottplatz aussieht, weil der allesbeherrschende Staub die Streichholzschachtel-Quartiere und Schotterstraßen wie mit Rost überzogen hat. Am Rande der Schnellstraße hat ein junger Arzt seine Praxis aufgemacht, die aus zwei Zimmerchen im Hühnerstall-Format besteht – erkenntlich an einem großen Schild mit dem Wort *Dokotela* (Doktor). Er hat Angst und will nicht mit Namen zitiert werden. Welche typischen Fälle behandelt er? „Hier leben etwa 150 000 Menschen. Bei den Kindern sind es vor allem Gebrechen, die mit Unterernährung zu tun haben wie etwa Tbc; bei den Erwachsenen hauptsächlich Geschlechtskrankheiten.“

Die zweite Antwort erstaunt und leuchtet erst ein, als der *Dokotela* erklärt: „Das hängt mit der kaputten Sozialstruktur der schwarzen Bevölkerung zusammen. Die Männer fahren zur Arbeit in die Stadt, das sind bis zu 150 Kilometer in einer Richtung. Um sich die endlosen Stunden im Bus zu ersparen, kommen viele unter der Woche in Arbeiterquartieren (den sogenannten *hostels*) unter, stecken sich bei den Prostituierten an und schleppen die Gonorrhöe dann am Wochenende hierher in die Familie.“ Dann fügt er hinzu: „Jetzt kommt der Winter, und ich bereite mich auf meine dritte klassische Krankheit vor: Verbrennungen. Es gibt keine Elektrizität; die Leute wärmen sich hauptsächlich an ihren Feuerstellen, und auf diesem engen Raum ...“ Er zuckt mit den Schultern.

Das war im Entwurf der regierungsamtlichen Sozialplaner nicht vorgesehen: Die Leute sollten nicht zur Arbeit in die Städte strömen und sich dort mit den Weißen vermengen, sondern umge-

Quelle

Datum

kehrt: Die Industrie sollte mit reichen Subsidien und Steuererleichterungen in die Homelands gelockt werden. Am Rande von Kwaggafontein, jenseits des „Homeland Supermarket“ und gleich neben einem stacheldrahtbewehrten Armeecamp, steht eine solche planerische Ausgeburt.

Das Areal mit seinen säuberlich aufgereihten Fabrikhallen wirkt seltsam ungenutzt; stolz verkündet das Schild über der Einfahrt: „Another Small Industries Project of the KwaNdebele National Development Corporation.“ Etwas kleiner: „Industrieland und finanzielle Unterstützung sind vorhanden.“ Und über allem der rote Staub.

Nur: Es funktioniert nicht, weil die Grundidee der Apartheid in einem modernen Industriesystem nicht funktionieren kann; weil eine arbeitsteilige Industriegesellschaft auf die Beweglichkeit des Faktors Arbeit etwa so gut verzichten kann wie eine Maschine auf ihren Kraftstoff; weil man nicht erst ein „Staatswesen“ auf dem Reißbrett entwerfen und dann eine Ökonomie dazu erfinden kann, wo zuvor nur Mais und Vieh produziert wurden. Eine Schätzung besagt, daß die Regierung jedes Jahr etwa 2,2 Milliarden Rand in die Homelands investiert; das ist fast ein Zehntel des Budgets und entspricht dem Kaufkraftwert von mindestens 4,4 Milliarden Mark, doch gelang es mit derlei Subventionen nur, das Pro-Kopf-Einkommen der Homelands von 40 auf 46 Rand im Jahr (1970-1980) zu erhöhen.

Wo blieb das Geld, das dem Staat die Apartheid wert ist? Es blieb zum Beispiel bei der *Putco*, der Transportgesellschaft, deren hellblaue Busse die Menschen von KwaNdebele tagtäglich nach Pretoria, Brits und Benoni karren, um so den natürlichen Urbanisierungsstrom zurückzustauen. „Die perverse Wirtschaftstheorie der Apartheid“, schreibt C. W. de Kiewiet in seiner *History of South Africa*, „sieht bloß fremde Invasoren in denen, die in Wahrheit dringend benötigte Immigranten sind; sie wähnt Überbevölkerung, wo tatsächlich ein Menschendefizit herrscht.“ Das industrielle Kraftzentrum Pretoria-Johannesburg kann auf das „Menschennmaterial“ genausowenig verzichten wie es einst Manchester, Lille und Essen konnten, doch es muß verzichten, weil es die Apartheid so will. Die Lücke zwischen Soll und Sein füllt die *Putco* mit rund 300 Bussen pro Tag, die etwa 30 000 „Pendler“ vor Anbruch des Tages 70 oder 100 oder gar 140 Kilometer weit in die Fabriken, Küchen und Baustellen des weißen Südafrikas tragen und sie nächstens in KwaNdebele wieder ausspucken.

In seinem Buch *Move Your Shadow* beschreibt Joseph Lelyveld den „Arbeitsweg“ eines Mannes, der in Frisgewaagd wohnt und um 7 Uhr früh in

einer Munitionsfabrik in Brits, 200 Kilometer weiter westlich, antreten muß. „An einem guten Tag verließ dieser ‚Pendler‘ seine Wohnung um 4 Uhr früh und kehrte um 9 Uhr abends wieder zurück, 17 Stunden später. Dann, wenn er schnell sein Essen hinunterschlang und sofort ins Bett ging, konnte er fünf Stunden Schlaf schaffen.“ Was er an Fahrgeld entrichtet, reicht für die *Putco* nicht aus, und so läßt sich die Regierung in Pretoria die Apartheid eine hübsche Summe kosten: umgerechnet 1800 Mark pro „Pendler“ und Jahr. Die Ökonomen nennen derlei eine „negative Sozial-Investition“, weil sie sich buchstäblich

im Rauch auflöst, der den Auspuffrohren der *Putco*-Busse entströmt.

Gibson Thula ist auf die Busse der *Putco* nicht angewiesen. Er, der ehemalige Lehrer aus Natal, hat es „geschafft“; er fährt seinen eigenen Wagen und wohnt nur zehn Kilometer von Johannesburg entfernt – in Diepkloof, dem „exklusivsten Teil“ (wie er sagt) von Soweto. Seine Visitenkarte weist ihn als „Chairman and Chief Executive“ der *Vela Consultants* aus, und obwohl er dort nicht wohnen darf, hat er sein Büro in Sandton, dem teuersten Villen- und Geschäftsvorort von Johannesburg. Gerade hat er ein Konsortium von Schwarzen zusammengeschirrt, um eine Abfüllanlage von Coca Cola zu übernehmen, nachdem sich auch dieser amerikanische Multi im Zuge des „Disinvestment“ aus Südafrika zurückgezogen hat.

„Das Lager löst sich auf“

Das weiße Establishment setzt große Hoffnungen auf Männer wie Gibson Thula. Er ist der „schwarze Kapitalist“ par excellence, ein arrivierter Geschäftsmann, 53 Jahre alt, der keinen Soldaten für die Revolution mehr abgeben wird, weil er zuviel zu verlieren hat. Er beteiligt sich nicht am Mietstreik, der seit einem Jahr dafür sorgt, daß auch Soweto ein gewaltiger Zuschußposten im Budget der Apartheid bleibt; er besitzt sein eigenes Haus. Thula gehört also zu jenen, von denen der Kapstädter Theoretiker des „Black Consciousness“, Neville Alexander, sagt: „Die Regierung will die aufsteigende schwarze Mittelschicht kooptieren, die über Geld und dringend benötigte Talente verfügt.“ Alexander war zehn Jahre lang auf der berühmten Robbeninsel hinter Gittern, Thula machte derweil Karriere. Und doch geht die Rechnung des Regimes, was diesen Mann betrifft, nicht auf.

In der Herrenclub-Atmosphäre des „Carlton Court“ stößt Thula sofort zum Wesentlichen vor: „Mit ihrer Unnachgiebigkeit untergräbt P. W. Bothas Nationale Partei die Position der gemäßigten Schwarzen. Wir lassen uns nicht von den Weißen kooptieren und benutzen, und selbst wenn wir erfolgreich sind, so wie ich, wächst die Verbitterung. Botha kann den Status quo nicht endlos aufrechterhalten; er kommt um den entscheidenden Punkt nicht herum: die politische Teilhabe der Schwarzen. Sonst gibt es hier irgendwann eine Situation wie in Belfast.“

Neville Alexander, der in Tübingen über Gerhart Hauptmann promoviert hat, gibt ihm recht: „Wir leben in einer vorrevolutionären Situation; wir haben es mit einer ‚eingeborenen‘ Aristokratie zu tun, welche die Macht mit den aufsteigenden Klassen nicht teilen wird.“ Nur: Es ist eben bloß eine vor-revolutionäre Situation, weil für einen echten Umsturz die Bedingungen noch längst nicht herangereift seien, weder die äußeren noch die inneren. „Die sogenannten Konfrontationsstaaten rings um Südafrika fallen militärisch nicht ins Gewicht; sie sind ökonomische Geiseln Südafrikas und können noch nicht einmal entfernt mit dem Potential der Araber an Israels Grenzen verglichen werden.“ Und im Inneren? Die Armee habe noch nicht einmal einen Bruchteil ihrer Macht einsetzen müssen, und es fehle, was der italienische Marxist Antonio Gramsci die „Zivilgesellschaft“ genannt hat, die jenseits der atomisierten Masse beginnt, mit ih-

f9 2

Quelle

Datum

ren vielfältigen Netzwerken der Kommunikation und Organisation, welche die „potentielle in eine aktionsfähige Einheit der Schwarzen verwandeln kann“. In den nächsten zehn, zwanzig Jahren werde hier allenfalls eine Nordirland-Situation

entstehen, und das sei die gegenseitige Blockade: „Die Regierung kann nicht die IRA, die IRA nicht die Regierung besiegen.“

In der Tat läßt sich eine echte revolutionäre Situation kaum vorstellen in einem System, wo, wie Ende April, 18 000 schwarze Eisenbahner auf die Straße gehen und kurz darauf 16 000 davon schlicht gefeuert werden – die sich hernach nicht mehr um den Umsturz, sondern um das Überleben ihrer Familien in den Townships und Homelands sorgen. „Es gibt“, resümiert der deutschstämmige Kapstadt-Professor Heribert Adam, „kein historisches Beispiel für eine erfolgreiche

Revolte des Industrieproletariats. Ob in Cuba, China oder Rußland: überall formierten sich die entwurzelten Bauern zur siegenden Revolutionsarmee.“ Liegt der Schlüssel zum Wandel also im Establishment selbst? „Die Buren-Gesellschaft“, erklärt André du Toit, Professor der Philosophie, der gerade von der Stellenbosch- zur Kapstadt-Universität übergewechselt ist, „hat sich unter der Hand schon längst verändert. Ich sehe das an meinen Afrikaaner-Studenten in Stellenbosch. Ihnen ist die persönliche Freiheit wichtiger als der übermächtige Versorgungsstaat. Die Schwarzen sind für sie bislang nur eine abstrakte Bedrohung, mit der die größtenteils schwarze Polizei leicht fertig wird. Was aber geschieht, wenn die jungen Wehrpflichtigen auf Patrouille in die Townships geschickt werden müssen?“

Er gibt zu, daß weder die äußere noch die innere Gefahr dem „Staat schlaflose Nächte bereiten muß“. Doch wie kann die Polizei eine „immer komplizierter werdende Wirtschaft oder den Unterricht in den Schulen aufrechterhalten? Zur Zeit herrscht der Staat mit indirekten Mitteln – mit schwarzen Polizisten und Township-Beamten. Diesen Leuten geht es jetzt an den Kragen, irgendwann müssen die Weißen an die Front, und dann steht der Traum vom *easy living* gegen die Wirklichkeit des ‚Garnisonsstaates‘; dann ist der Bruchpunkt erreicht“. Hier, folgert Professor du Toit, „wird die Schwertklinge des Fortschritts geschmiedet“.

Zum Beispiel an der Universität Stellenbosch, dem Harvard der Afrikaaner-Elite. „Was Stellenbosch heute sagt, sagt morgen der Rest des Bu-

rentums“, verkündet der junge Professor Willy Breytenbach ohne den geringsten Anflug falscher Bescheidenheit. „Was Nicht-Buren wie die englischsprachige Progressive Federal Party an Reformideen vortrugen, blieb jahrzehntlang irrelevant, doch Stellenbosch hat immerhin sechs der sieben Ministerpräsidenten Südafrikas produziert. Vor zehn Jahren wäre es unvorstellbar gewesen, daß wir hier die Demontage der Apartheid gefordert hätten; heute sagen wir Nein zu diesem System – mitsamt seinen Gesetzen, die da besagen, daß der Staat definiert, wer schwarz, weiß oder braun sei. Das *Laager* löst sich auf.“ Und warum? Breytenbachs schlichte Antwort: „Das weiße Bürgertum weiß, daß es einfach nicht genug Weiße gibt, um das Überleben dieses Systems zu gewährleisten. Und wir wollen nicht, daß die Armee unter dem Deckmäntelchen der Staatssicherheit den Staat usurpiert. Wenn diese Leute erst einmal den Geschmack für die Macht entwickeln, werden sie so schnell nicht mehr in die Baracken zurückkehren. Es ist jetzt schon so weit, daß wir fast einen zivilen Staatsstreich brauchen.“

Draußen treffen wir auf einen Studenten – blond, burisch, jung. Er trägt eine Plakette am Pullover, auf der sich zwei Hände vereinen, eine schwarze und eine weiße. Verweist dieses Abzeichen auf eine politische Organisation? „Nein“, sagt der Stellenbosch-Zögling, dem jetzt schon ein Platz in der Afrikaaner-Elite gewiß ist. „Es soll nur zeigen, was ich fühle.“ Ob auch P. W. Botha das fühlt – oder irgendeiner seiner präsumtiven Nachfolger? Tocqueville, der große Chronist des französischen *ancien régime*, drängt sich plötzlich ins Bewußtsein. „Eine schlechte Regierung erreicht den Moment der größten Gefahr, wenn sie versucht, sich zu bessern. Nur die höchste Staatskunst kann den Thron des Königs retten, wenn er sich nach langer Unterdrückung auf den Weg macht, das Los seiner Untertanen zu erleichtern.“